

Vom Basler Buchdruck des 15. Jahrhunderts

Autor(en): Heinrich Thommen

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1953

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/c740a2f3-9445-45ea-8e6a-5a6c191cbaee>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

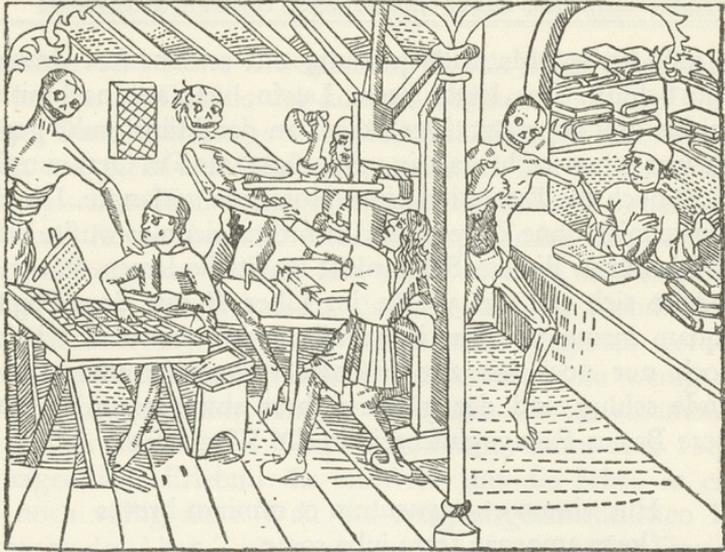
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Druckerpresse, entnommen aus einer Totentanzfolge, Lyon 1499

Vom Basler Buchdruck des 15. Jahrhunderts

Von Heinrich Thommen

Basels führende Rolle als Drucker- und Humanistenstadt im 16. Jahrhundert mit dem Zweigestirn Erasmus-Froben als geistigem Mittelpunkt ist auf Grund der reichlich vorhandenen zeitgenössischen Dokumentation sattsam geschildert worden; spärlicher fließen die Quellen bezüglich der Buchdruckertätigkeit im Basel des 15. Jahrhunderts. Aufgabe dieser Zeilen soll es nun sein, die wichtigsten Wesenszüge der Basler Frühdruckerzeit auf knappstem Raume zusammenfassend darzustellen.

Die wissenschaftliche Forschung pflegt die Frühdrucker seit langem als Inkunabel- oder Wiegendrucker zu bezeichnen. Der aus dem Griechischen stammende Ausdruck «incunabula» besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß es sich um Gegenstände aus einer Zeit handelt, in der die betreffende Kunst noch in der Wiege lag. Daher die deutsche Bezeichnung «Wiegendrucke». Es ist irrtümlich, anzunehmen, daß der Name von irgendeinem wiegenförmigen Instrumente abgeleitet sei,

das in den ältesten Zeiten des Buchdrucks in Gebrauch gewesen. Der Name bedeutet ganz allgemein nur «Erzeugnisse einer Frühzeit» und kann deshalb ebensogut auf die frühesten Äußerungen irgendeiner Kunst oder sonstigen Betätigung angewendet werden.

Unter Wiegendruckzeit versteht man heute den Zeitraum von 1455 bis und mit 1500. Es ist die Periode, in welcher die Entwicklung von dem die handschriftliche Vorlage sklavisch nachahmenden zum rein typographischen Stil der Druckwerke mehr oder weniger zum Abschluß kommt. 1455 ist bekanntlich das Jahr, in dem der Druck der 42zeiligen Gutenberg-Bibel vollendet wurde, während das Jahr 1500, mit dem die Wiegendruckzeit abschließt, mehr oder weniger willkürlich gewählt wurde, nachdem man früher im allgemeinen das Jahr 1501 als Schlußjahr angenommen hatte. Tatsächlich genommen war natürlich der zeitliche Abschluß dieser Entwicklung von Ort zu Ort und von Drucker zu Drucker verschieden. Aus praktischen Gründen mußte aber eine einheitliche Grenze gesetzt werden.

Daß Basel zu den hervorragendsten Druckorten des 15. Jahrhunderts gehört, ist bekannt. Daß es darüber hinaus der zeitlich erste und bedeutsamste im Gebiete der heutigen Schweiz gewesen ist, mag unter anderm darauf zurückzuführen sein, daß Basel damals politisch noch nicht zur Eidgenossenschaft zählte und sich, von den eidgenössischen Händeln und Kriegswirren nur mittelbar berührt, als freie Reichsstadt eigenherrlich fortentwickeln konnte. Seine Beziehungen zum oberrheinischen Kulturgebiet, die sich durch die spätere Angliederung an die Eidgenossenschaft langsam zu lockern begannen, bedingten eine rasche Teilnahme an allen Erfindungen und Errungenschaften der geistig so regsamen Städte am Rhein. Günstig wirkten sich vor allem, ähnlich wie in Straßburg, Mainz, Köln, Augsburg, Nürnberg, der kommerzielle Reichtum, seit 1471 die aus der vorteilhaften geographischen Situation sich ergebende Entwicklung Basels zur Messestadt und nicht zuletzt die Lage am Rhein aus, der seit Römerzeiten von Schaffhausen bis zum flandrischen Meere schiffbar war.

Wie anderswo waren es neben Bischof und Domkapitel in erster Linie die Klöster, die den neu zugewanderten Typographen Druckaufträge erteilten und dem hiesigen Buchdruck seine vorwiegend spätscholastische bzw. frühhumanistisch-wissenschaftliche Prägung verliehen. Bemerkenswert, wie im 15. Jahrhundert die Basler Buchkultur in geradezu erstaunlichem Maße von der erst 1401 gestifteten Kartause befruchtet, ja gelenkt wurde. Erst in zweiter Linie dürfte die schnelle Entwicklung des Basler Buchdruckergewerbes auf die Nachwirkungen des Großen Konzils und schließlich auf die Förderung seitens der am 12. November 1459 von Papst Pius II. gestifteten Universität zurückzuführen sein.

Günstig für den Buchdruck in Basel mußte sich in materieller Beziehung vor allem das Vorhandensein einer rasch aufblühenden *Papierindustrie* erweisen. In Basel liefen Papiermühlen sehr wahrscheinlich schon zur Zeit des Konzils. So will Briquet (*Les Filigranes, Dictionnaire des Marques du Papier*) schon für die Jahre 1433/34 in Basel hergestelltes Haderpapier mit dem Bischof- bzw. Baselstab als Wasserzeichen festgestellt haben. 1440 baute Heinrich Halbisen am Kleinbasler Teiche, einem von der Wiese abgezweigten Kanale, auf der alten Gewerbeliegenschaft «ze allen winden» eine Papiermühle. Eine starke Belebung erfuhr unsere Basler Papiermanufaktur dann vor allem durch den Zuzug von Papierern aus dem Piemont, wo dieses Gewerbe seit Jahrhunderten heimisch war. Seit 1451 betätigte sich in Basel die aus Casella gebürtige Papiererfamilie der «Gallicion» oder «Galliziani», über die von den zeitgenössischen Urteils-, Vergicht- und Verbotbüchern des Basler Amtsgerichts ab 1471 laufend berichtet wird. Schon 1451 treffen wir diese am St. Albenteich; ihre andere Papiermühle, die sie vor dem Steinentor, am Rümelinbach, gebaut hatten, gaben sie 1453 auf und konzentrierten sich auf den Betrieb zu St. Alban, woselbst nun auch Halbisen ihnen folgend ein Lehen erwarb. Diesen Galliziani, denen weitere Piemonteser wie die Pastor, Commora, die Odere und Trappo als Nachzügler folgten, ist es dank ihrer altererbten Papiertradition und Praxis sogar gelungen, wenigstens vorübergehend ihre

altbaslerischen Konkurrenten an die Wand zu drücken, während sie gewisse Frühdrucker, zumal den genialen Schuldenmacher Michael Wenßler, als Gläubiger öfters ihre ganze Härte spüren ließen.

Erst etwas später melden sich Papiererkollegen aus deutschen Landen an: Ulrich Zürcher (1469), Peter Höfelin (1472), Gerg Dürr, Hans Wetzler, Fridli Hüsler u. a., die besonders den in Basel alteingesteten Formschneidern, Kallendermachern, Heiligenmalern, Heiligendruckern, Karten- und Briefmalern, und nicht zu vergessen den Buchbindern, das Rohmaterial liefern mußten.

Aehnlich wie die «Bappirer» stießen die ersten in Basel tätigen Buchdrucker vorerst bei den Zünften auf geschlossene Türen. Manche Frühdrucker besaßen nebenbei bemerkte Hochschulbildung. Sie betrieben das Drucken auf wissenschaftlicher Grundlage, verfolgten dessen Weiterentwicklung und vervollkommneten dessen System auf Grund ihrer mathematischen und physikalischen Kenntnisse. Ihre Betätigung grenzte somit noch am ehesten an die akademischen «artes liberales». Einzelnen wurde dann aber doch in dieser oder jener Zunft Gastrecht gewährt; denn grundsätzlich duldeten die Zunftzwänge keine gewerbliche Betätigung außerhalb der städtischen handwerklichen Korporationen. Umgekehrt bot die Zunftlosigkeit den Buchdruckern aber auch größte Vorteile: sie konnten Zahl, Arbeitszeit und Entlohnung ihrer Gesellen und Knechte nach Belieben festsetzen, der Entwicklung zum Großbetrieb waren keine Grenzen gesetzt, und bei völliger Zollfreiheit für die selbständige Ausfuhr eigener Verlagswerke hatten sie beim Lohnwerk für auswärtige Verleger nur den sehr mäßigen Pfundzoll zu entrichten. Damit rückten die Druckereien in die Nähe der frühkapitalistischen Unternehmungen, wie sie sich im 15. Jahrhundert ganz allgemein, namentlich im Handel, herauszukristallisieren begannen.

Schon früh gelang es einzelnen tüchtigen Druckerherren, sich z. B. zu Safran bis zum Zunftmeister emporzuarbeiten. Was im besonderen ihre Helfershelfer, die *Schriftgießer*, anlangt, so wurde ihre zünftische Stellung erst zu Ende des 16.

Jahrhunderts geregelt. Man wies sie mit Fug und Recht der Hausgenossenzunft zu, in der seit je die metallverarbeitenden Handwerker, also die in Basel alteingesessenen Goldschmiede, Zinngießer, Stempelschneider und Siegelgraber zusammengeschlossen waren. Diesen Gewerbetreibenden dürfte der Berufswechsel zum Schriftgießer kaum schwer gefallen sein. Solche Umstellungen haben denn auch schon im 15. Jahrhundert in Basel sehr häufig stattgefunden.

In der Literatur trifft man da und dort auf die Behauptung, daß das starre Holztafeldruckverfahren, auf dem die Einblattholzschritte und die aus mehreren solchen zusammengestellten sog. *Blockbücher* beruhen, Vorläufer des von Gutenberg eingeführten Druckverfahrens sei. Wir meinen das von Gutenberg erstmals verwendete System mit den in Blei gegossenen, beweglichen, beliebig zusammenstellbaren und nach dem Abdruck trenn- und neu verwendbaren Metallbuchstaben (Typen oder Lettern). Ob die Blockbücher auch in Basel dem Typendruck zeitlich vorangingen, ist schwer zu beurteilen. In Basel scheinen im 15. Jahrhundert allerdings auch Blockbücher fabriziert worden zu sein. Proben haben sich indessen kaum erhalten. Die Vermutung liegt nahe, daß in unserer Stadt, in der schon relativ früh Einblattholzschritte und Einblattdrucke entstanden, gleichzeitig auch Blockbücher gefertigt wurden. Vor 1470 sind aber Blockbücher für Basel nicht nachweisbar. Von diesem Zeitpunkte an setzt hier aber auch schon der Typendruck ein.

Die Feststellung, ob in Basel schon vor 1470, mithin in der ersten Entwicklungsphase des Inkunabeldruckes, gedruckt wurde, fällt deshalb so schwer, weil entsprechendes Material bis heute kaum gesichtet werden konnte. Bei den wenigen in Frage kommenden, allfällig vor 1470 hier entstandenen Drucken fehlt nämlich das «Impressum», d. h. der über Drucker, Druckort und Druckjahr Auskunft erteilende Druckervermerk. Dagegen ist der Beweis, daß 1471 in Basel bereits nach dem neuen Verfahren gedruckt wurde, durch den aus diesem Jahre stammenden Eintrag im Fertigungsbuch über den vor dem

Stadtgericht ausgetragenen Streit von 1471 zwischen Druckermeistern und -knechten — Bernard Richels «Trukerknecht», Andres Zwickdarm, war wohl auch dabei — erbracht und gesichert. Diese Tatsache bildet ein Indiz dafür, daß schon in den Jahren *vor 1471* hier Typendrucker am Werke waren. Dagegen ist nicht ohne weiteres sicher, ob vor 1471 in Basel schon mehrere Offizinen nebeneinander bestanden. Zu beachten ist freilich, daß schon für Frühjahr 1472 die Druckertätigkeit des Baslers Martin Flach, Richels und Wenßlers neben derjenigen Ruppels bezeugt ist.

Andrerseits steht die Auffassung Rudolf Wackernagels, daß schon «zu Beginn der 1460-er Jahre» Buchdrucker in Basel sich niedergelassen hätten, auf ebenso schwachen Füßen wie der von Arnold Pfister auf Grund seiner eingehenden typologischen Studien mit Recht als etwas gewagt bezeichnete jüngste Versuch, ein Missale Constantiense, mit der kleinen Type des Mainzer Psalters von 1457 gedruckt, nach Basel zu verweisen.

Heckethorn, in seinem Buche «The Printers of Basle in the 15th & 16th centuries» (London, 1897) stellt als sicher hin, daß Helyas von Louffen, ein ursprünglicher Basler, der vielgenannte Beromünsterdrucker des *Mammotrectus* des Marchesinus vom 10. *November 1470*, eines Handbuches für Kleriker mit Erklärung schwieriger biblischer und liturgischer Ausdrücke, 1466 in Basel weilte. Er habe daselbst als Syndikus von Beromünster bestimmte Rechtsansprüche seines Ordens gegen diejenigen der Johanniter zu Hohenrain vertreten. Es sei durchaus denkbar, daß Helyas seine Druckerkenntnisse, die er später in Beromünster auswertete, in Basel erworben habe.

Dieser «*Mammotrectus*» von 1470 ist zweifellos der *erste datierte* Schweizerdruck, der auch das erste in unseren Landen gedruckte Register enthält. Dagegen dürfte ebenso klar sein, daß die von Berthold Ruppel gedruckte, undatierte *Biblia latina*, die aus Gründen der Typenvergleiche allgemein schon *um 1468* angesetzt wird, durch die städtische Eleganz ihrer Mainzer Gotico-Antiqua-Type vornehm gegenüber der urtümlichen, provinziell überalterten Textur des «Mammo-

trectus» absticht. Bei Ruppel ist Helyas darum offenbar kaum in die Schule gegangen!

Der frühere Oberbibliothekar unserer Basler Universitätsbibliothek, C. C. Bernoulli, hatte noch Bedenken getragen, den Anfang der Buchdruckerkunst in Basel früher als 1471 anzusetzen, wogegen W. L. Schreiber, der große Forscher auf dem Gebiete des Holz- und Metallschnittes des 15. Jahrhunderts, behauptete, «die heutige Typenforschung hege keinen Zweifel, daß in Basel schon im Jahre 1468 gedruckt» worden sei. Voullième, in seiner grundlegenden Arbeit über die deutschen Drucker des 15. Jahrhunderts (2. A. Berlin 1922), drückt sich folgendermaßen aus:

«Berthold Ruppel von Hanau ist der erste, der die neue Kunst in Basel ausübte. Er hatte bei Gutenberg ihre Technik erlernt und war mit Heinrich Kefer, dem späteren Nürnberger Typographen, Zeuge des Meisters in seinem Prozesse mit Johann Fust am 6. November 1455. Ueber seine Tätigkeit bis zu seinem Erscheinen in Basel sind wir nicht unterrichtet. Sein ältester Druck, soweit sich dies nachweisen läßt, ist die Ausgabe der *Moralia in Job* des heiligen Gregorius, von der ein Exemplar in der Pariser Bibliothèque Nationale von dem Rubrikator schriftlich mit 1468 datiert ist.»

Dem Gedankengange Voullièmes folgt, in seiner 1940 erschienenen «Geschichte der Buchdruckerkunst», Hermann Barge, der diesen Ruppel-Druck als «ältesten Baseler Druck» überhaupt annimmt und dessen erste Inangriffnahme sogar ins Jahr 1467 zurückverlegen möchte. Leider hat sich dieser Rubrikatorenvermerk in dem Pariser Exemplar der *Moralia in Jobum* in der Folge als plumpe Fälschung erwiesen, wodurch alle Folgerungen, die die Buchgeschichte aus dieser Inschrift gezogen, hinfällig werden ¹.

¹ Sehr umstritten war bis vor kurzem auch die Frage, ob der mit Ruppel's Type 112 hergestellte Druck von Johannes Nider's «*Praeceptorium divinae legis*» wirklich schon 1464 (allenfalls in Basel) gedruckt wurde, wie dies aus einem entsprechend datierten Rubrikatorenvermerk hervorzugehen schien (vgl. Fritz Finkenstaedt, Ein Druck Berthold Ruppels mit Rubrizierungsdatum 1464, Sonderdr. aus Beitr. z. Forschung. Studien aus dem Antiquariat Jacques Rosenthal, NF.

Dieser *Berthold Ruppel*, auch Rüpel, Röpel, Rippel, aus dem elsässischen Grafensitz Hanau (auch Hanauwe, hagenowe geschrieben), der im allgemeinen als erster Basler Druckermeister angesprochen wird, hätte für uns vor allem deshalb eine so eminente Bedeutung, weil vieles für seine Identifizierung mit dem Bechtolff Ruppel spricht, der als Geselle Johann Gutenbergs urkundlich gesichert ist. Basel wäre demnach auf dem kürzesten und direktesten Wege der Erfindung Gutenbergs teilhaftig geworden. Nicht weniger rühmlich darf hier schon hervorgehoben werden, daß es Basel ist, von wo aus sehr bald die Erzeugnisse der schwarzen Kunst sowohl westwärts, nach Paris, als südwärts, über die Alpen nach Italien, vermittelt wurden. Von einem gewissen Jerg von Holtz, aus dem benachbarten Haltingen, der, mit zwei weiteren deutschen Druckern vergesellschaftet, schon 1473 und dann wieder 1478 als Drucker in Spanien (Zaragoza?) auftauchte, berichtet Eudaldo Canibell y Masbernat in seinem aufschlußreichen Aufsatz «Precedentes e introducción de la imprenta en España» in der Gutenbergzeitschrift von 1925.

In einem Basler Druckwerk begegnet der Name «Bertholdus in Basilea» (ohne Familiennamen) zum ersten und einzigen Mal in dem «Repertorium vocabulorum» des Conradus de Mure. Der Druck ist undatiert. Irgendwelche handschriftlichen Rubrikatoren- oder Besitzerdaten scheinen bisher nicht allgemein bekannt geworden zu sein. Die Basler Universitätsbibliothek besitzt davon zwei Exemplare. Das erste befindet sich in einem Sammelband, der ursprünglich dem gelehrten Johannes de Lapide gehörte und dann mit seiner ganzen Bibliothek in den Besitz der Basler Kartause überging. Dieser Sammelband enthält noch vier weitere Drucke, u. a. zwei undatierte Basler Drucke von Michael Wenßler, nämlich «Hieronymus de Vallibus, Jesuida» und «Proba Falconia, Vergilii Centones». Mit derselben Druckertype wie der «Conradus de Mure» sind

Heft IV, München 1932). Nach den neuesten Forschungsergebnissen (Arnold Pfister, Basel) muß indessen dieser Rubrikatorenhinweis aus paläographischen Gründen als unzutreffend bezeichnet werden, ansonst die Entwicklungsgeschichte der Druckertype völlig auf den Kopf gestellt würde.

die «Summa, secunda secundae» des Thomas von Aquino, der erste Teil einer «Biblia latina», das «Praeceptorium divinae legis» von Nider sowie ein Paraldus, «Summa de vitiis», gedruckt. Möglich und wahrscheinlich sogar, daß auch sie in Ruppels Offizin entstanden sind. Die Inkunabelforschung geht bekanntlich von der grundsätzlichen Anschauung aus, daß in so früher Zeit dieselbe Druckertype nur beim selben Drucker in Gebrauch gewesen sei — vielleicht ein Trugschluß? Leider sind die Drucke alle undatiert, und nichts beweist, daß sie vor 1470 gedruckt sein müssen.

Die neuere Forschung schreibt Ruppel die Verwendung noch weiterer Typen zu. Für diese ist aber Ruppels Name nicht bezeugt.

Nur beiläufig sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt, daß in Basler Frühdrucken enthaltene *Büchermarken* (Buchdruckersignete) nicht früher als 1476 nachweisbar sind. Im vorliegenden Falle handelt es sich, wie bei Heitz (Basler Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts) nachgeprüft werden kann, um das heraldisch ansprechende Druckersignet des schon erwähnten Michel Wenßler in dem 1476 datierten «Justiniani Imperatoris Institutionum opus cum apparatu».

Zusammenfassend läßt sich einzig sagen, daß in Basel sehr wahrscheinlich schon seit 1467, sicher seit 1471 gedruckt wurde. Die Stadt figuriert somit zusammen mit Paris, Nürnberg und Konstanz unter den frühesten Druckorten. Nur Mainz (1450), Straßburg (1460), Bamberg (1460/61), Subiaco (1464/65), Köln (1465/66), Eltville (1467), Rom (1467), Venedig (1469) und einige ungesicherte Plätze in Oberitalien, für die Arnold Pfister 1462/63 ansetzt, fingen etliche Jahre früher als Basel nach dem Gutenbergschen System zu drucken an.

Sicher bestanden zwischen den Basler und Mainzer Druckern von Anfang an rege Beziehungen, die bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts und darüber hinaus angedauert haben. Die Mainzer druckten für die Basler; umgekehrt liehen, tauschten, verkauften, verpfändeten die Basler ihre Druckwerke nach Mainz.

Ob Basler Frühdrucker die Ehre für sich in Anspruch nehmen können, die Buchdruckerkunst in Paris eingeführt zu haben, scheint fraglich. Immerhin wird allgemein angenommen, daß der gelehrte Johann Heynlin vom Stein (Joannes de Lapide) um 1470 jene in Paris einführte. Daß dieser Heynlin zwischen 1464 und 1466 in Basel gelebt hat, steht fest. Weiter weiß man aus der Universitätsmatrikel, daß 1461 an der Basler Universität zwei Studiosi immatrikuliert waren, nämlich der Konstanzer Ulrich Gerung (Guarinus) und der aus Colmar stammende Michel Friburger, die beide in Basel etliche Kenntnisse im Drucken erworben haben mögen. Renouard («Impri-meurs Parisiens») erwähnt noch einen dritten Zuzüger, den Martin Crantz, der wie Heynlin aus Stein stammt. Ob die Meinung, er sei allenfalls Sohn eines gleichnamigen Gehilfen Gutenbergs gewesen, zutrifft oder ganz ins Fabelreich gehört, kann hier nicht entschieden werden. Bei der Unsicherheit und Willkür in der Schreibweise jener Zeit, speziell von Eigennamen, ist äußerste Vorsicht am Platze. Jedenfalls lagen die drei erwähnten Drucker mit Heynlin zusammen anfangs der 1470er Jahre in Paris Druckversuchen ob.

Woher stammten nun die Drucker, die in unseren Mauern zwischen 1470 und 1500 auftauchen? Aus den Gerichtsakten kennt man den einen oder andern; die meisten allerdings sind längst in Anonymität versunken. Eigentliche Druckermeister mögen da gut an die 50 gewirkt haben; die Zahl der unselbständigen Gesellen und «Trukerknecht» dürfte in die Hunderte gegangen sein. Man schlage über ihr buntes Treiben in Stehlin's Regesten, dieser unerschöpflichen Fundgrube, nach und ergötze sich an ihren urchigen Namen! Meister schlossen sich zum Drucke gewichtiger Ausgaben oft zusammen. Gelegentlich wurden Dauergemeinschaften daraus. Gesellen machten sich selbständig, gründeten hier eigene Werkstätten oder zogen weiter, gen Frankreich oder Italien. Gegen Ende des Jahrhunderts scheint nicht nur diese Wanderbewegung, sondern das Drucken überhaupt in Basel etwas ins Stocken geraten zu sein.

Die ersten, die, bald handwerklich-bieder, bald stürmisch-

draufgängerisch, bald mehr nur forschend und experimentierend, stets aber mit dem Elan des Künstlers, hier druckten, waren Fremde. Sie alle haben sich hier rasch eingebürgert, haben Baslerinnen geheiratet und meist Haus und Hof erworben. Die assimilierende Kraft, die Basel damals so reichlich verströmte, hat, ähnlich wie später aus Urs Graf und den Holbeinen, dem Geiste nach gute Basler aus ihnen gemacht, nötigenfalls manch allzu landsknechtisch vorwärtsdrängenden Wagehalsen das kaufmännische Rechnen à la Bâloise beigebracht und sie zu der viel als «retardierend» geschmähten, aber unendlich gesunden, bürgerlichen Solidität erzogen.

Da war neben Ruppel der *Straßburger* Michael Wenßler, auch Wenßel, Wetzler, Wentzlin geheißten, der bereits 1462 in Basel immatrikuliert worden, von dem aber keine Drucke belegbar sind, die vor 1474 datiert werden könnten. Immerhin mag beiläufig auf den undatierten Wenßler-Druck, den «Tractatus de modo perveniendi ad veram et perfectam dei et proximi dilectionem» des Heinrich von Ahlfeld, aus der Hildesheimer Diözese, hingewiesen werden, der in einem Sammelbande der Kartause zu Basel mitenthalten ist, auf dessen Vorsatzblatt der damalige Kartäuserprior eigenhändig die Worte schrieb: «Magister Jacobus Louber de lindow hunc emit librum . . . basilee kal. Decembris anno domini 1472», womit ein terminus ante quem gegeben wäre! — Wenßler muß an seinen Drucken hier schön verdient haben. In den Jahren 1476/78 versteuerte er bis zu 1600 Gulden Vermögen, verlor dann aber ziemlich rasch trotz intensiver Druckertätigkeit infolge spekulativer Fehlberechnungen so ziemlich alles, 1491, und mußte schließlich seine Druckerei verkaufen. Er ist bei Nacht und Nebel später nach Frankreich verduftet. Bernard Richel (auch Rychel, Reichel, Rigel) stammte aus Ehenwiler, d. h. aus der Diözese von Mainz, wogegen der gelehrte Johannes Schilling (latinisiert Solidi) von Winternheim kam. Bereits 1460, im Herbst, wurde er an unserer eben eröffneten Hohen Schul immatrikuliert. Später hat er in Erfurt weiterstudiert. Nach einer vorübergehenden Tätigkeit in Köln faßte er 1476 als Inhaber einer selbständigen Presse in Basel Boden. Auch

als «Buchführer», bibliopola, hat er sein Glück versucht. Bald aber sank er zu einem Gesellen Ruppels ab, flüchtete 1477 von hier, um 1478 in Vienne, in Frankreich, es nochmals zu probieren. Dann der gebildete Magister Joannes Amerbach (Amorbach) aus dem *schwäbischen* Reutlingen, 1434—1514, Pariser Schüler des Johannes a Lapide, seit 1477 in Basel tätig. Aus *Olten* war Peter Kollicker; Nicolaus Keßler aus Bottwar im *Württembergischen*. Jakob Wollf aus *Pforzheim*. Auch der liebwerte, heimelige Lienhart Yßenhut war nicht, wie noch Heckethorn annimmt, geborener Basler, kam vielmehr aus dem *Friburgischen*, 1464, um 1468 Basler zu werden. Weiter erwähnt sei der rege Michael Furter, ein äußerst fruchtbarer Drucker, aus dem *Augsburgischen*; Johann Froben bekanntlich aus Hammelburg (*Franken*), der berühmte Johann Bergman von Olpe endlich, der berühmte Verleger und Drucker von Sebastian Brant's Narrenschiff, stammte aus *Westfalen*. Nur Martin Flach, dem wir das köstliche deutschgedruckte sog. Losbuch von 1484 verdanken, war ein *Basler*, und, zu unsrer Freude sei es vermeldet, der allerersten einer. Voullième setzt, auf einen Rubrikatorenvermerk sich stützend, dessen Erstdruck, die *Regula Pastoralis* des Gregorius I., mit 1472 an. Auch seine Bahn führte leider langsam, wenn auch sachte abwärts; denn letztmals, 1514, hören wir von ihm als «Gremper».

Ueber die von Gutenberg in Straßburg und Mainz entwickelte Drucktechnik und die von ihm verwendeten maschinellen Einrichtungen sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Die von Konrad Haebler in seinem übrigens ausgezeichnet geschriebenen «Handbuch der Inkunabelkunde» aufgestellte Behauptung, daß sich die älteste Darstellung einer Druckerpresse als Büchermarke des «*praelium Ascensianum*», d. h. Werkstatt des Pariser Druckers Badius Ascensius, bereits auf einem Drucke von 1499 befinde, hat sich leider als unzutreffend erwiesen. Badius druckte erst von 1503 an, und alle Quellen, im besonderen die «*Marques typographiques parisiennes*» von Ph. Renouard (Paris 1926) kennen keine solche Marke aus dem 15. Jahrhundert, wie uns Arnold Pfister, Basel, gütigst mitteilte. Dagegen ist dem Schreibenden persönlich aus der Toten-

tanzfolge in Holzschnitt aus «La grant danse Macabre des hommes et des femmes», Lyon, 18. Februar 1499, ein Abbild bekannt, wo Setzerkasten und Druckerpresse außerordentlich klar und treffend dargestellt sind. Möglicherweise geht dieser Schnitt auf frühere Vorbilder zurück, wohl auf die «Danse macabre» des Pariser Druckers Guy Marchant vom 28. November 1485, vgl. Gusman, *La gravure sur bois et d'épargne sur métal*; Enschede, *Houten handpersen in de zestiende eeuw*, i. Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen, IV (1906), S. 195, 262 ff. Die genaue Prüfung dieser Abbildung und der Vergleich mit späteren solchen führte zur Erkenntnis, daß man es hiebei mit sorgfältig gearbeiteten und erschöpfend gestalteten Darstellungen zu tun hat.

Der sehr langsame Fluß in der technischen Entwicklung im 15. und 16. Jahrhundert erlaubt den Schluß, daß die Gutenbergsche Presse wohl kaum anders ausgesehen und funktioniert haben dürfte als die oberwähnte, wie sie um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert abkonterfeit worden ist. Folgendes läßt sich aus ihr erkennen:

Die aus Holz aufgebaute Druckerpresse besteht aus einem Tisch, dessen bewegliche Platte vermittelt einer Kurbel horizontal verschiebbar ist. Es ist dies die Führung (Duktor), wie sie auch in jeder modernen Presse noch verwendet wird. Auf ihr finden die «formen», d. h. der druckbereite Satz, ihren Platz. An ihrem Ende befindet sich der «ramen», der dazu bestimmt ist, den Papierbogen aufzunehmen mit einer Anzahl von Stiften (Punkturen) in seiner Lage festzuhalten, und ihn dann so auf den Satz zu legen, daß seine Ränder (Stege) durch einen Rahmen vor der Berührung mit dem eingeschwärzten Satz geschützt werden. Das Papier, in der Inkunabelzeit ungeleimt, wird vor dem Einlegen gefeuchtet und muß deshalb auch, nachdem es bedruckt worden ist, zum Trocknen aufgehängt werden. Die von dem Rahmen bedeckte Führung wird dann unter den «tigel» geschoben; der ist an einer vertikalen Kurbel befestigt, die durch Drehung den Tiegel fest auf den daruntergeschobenen Satz preßt, auf dem der Rahmen mit dem Papier aufliegt (Haebler, a. a. O. 64 ff.).

Zweifellos wurde das Gutenbergsche Druckverfahren mit seiner einmalig glücklichen Kombination von Stempelschnitt, Letternguß unter Verwendung der «matrices» als Negativ, Satzherstellung und Druck mittels hölzerner Handpressen auch in *Basel* angewendet, ein Prinzip, das so vollendet ausgedacht war, daß man länger als dreieinhalb Jahrhunderte Gutenbergs Spuren folgend dasselbe im wesentlichen unverändert beibehalten hat.

Nun ein Wort zu der sehr interessanten Frage, *was* unsere Basler Inkunabeldrucker denn druckten.

Die in Basel gedruckten Inkunabeln, soweit sie überhaupt ausfindig gemacht werden konnten, sind katalogisiert. Ihre Zahl zu schätzen ist allein schon wegen der Vielzahl existierender Druckvarianten unendlich schwierig und deren Abklärung keinesfalls Sache dieses kurzen *Résumés*; es mögen viele Hunderte gewesen sein. Ihr Studium ist jedermann zugänglich. Dagegen bereitet es Mühe, summarisch darüber auszusagen, was in Basel bis und mit 1500 in erster Linie gedruckt wurde. Kirchliche, wissenschaftliche, volkstümliche Werke kommen nebeneinander vor. Die Erstausgabe von Eyke von Reggowe's «Sachsenspiegel» druckte hier Bernhart Richel, 1474, in deutscher Sprache. Die noch vorhandenen Drucke, bestimmt ein verschwindend kleiner Rest des einst hier Gedruckten, sind fast alle lateinisch. Drucke in griechisch aus der Inkunabelzeit sind für Basel nicht nachweisbar.

Von Drucken in deutscher Sprache ist, mit Absicht von wenigen volkstümlichen Heiligenlegenden (*legenda aurea*), Mandaten, Almanachen, Traktaten und Kurzgeschichten über merkwürdige Tagesereignisse, mithin eine Art Vorläufer der Tageszeitungen (von dem weisen Manne, Martin Flachdruck, ca. 1474; Wick's Spruch von der Schlacht bei Dornach, Lienhart Ysinhut, 1499; von dem Donnerstein — von Ensisheim nämlich, wo ein Meteor niederfiel —, von der zweifältigen [zweiköpfigen] Gans, von der Sau [mit fünf Beinen] zu Landser, Fuchshatz, alles von Sebastian Brant lebendig gestaltet, bei Bergman von Olpe sine dato gedruckt), wenig auf uns gekommen. Begreiflich: sie interessierten nur momentan und wurden

deshalb nicht wieder gedruckt. Die Quellen zeigen uns, daß neben der Heiligen Schrift (von Bernhart Richel existieren nicht weniger als vier Ausgaben der Vulgata, was mit Ausnahme von Anton Koberger von keinem alten deutschen Drucker gesagt werden könnte!) und Bibelkonkordanzen vornehmlich *Missalien* und *Breviarien*, geradezu eine Basler Spezialität, in riesigen Mengen von den hiesigen Offizinen für den Bedarf der verschiedensten Diözesen fabriziert wurden. Damit konnte man wahrlich Geschäfte machen. Vor allem wurden Missalien für Konstanz gedruckt: «Missale iussu Ottonis Constantiensis episc.ed.» — zur Konstanzer Diözese gehörte ja schon das mindere Basel. Für die Bistümer Basel, Worms, Trier, Köln, Metz, Utrecht, Salzburg arbeiteten die Pressen Wenßler's, Adam von Speyr druckte für Ulm. Bis von Salisbury (England), Spanien, Ungarn kamen entsprechende Bestellungen.

Selbstverständlich wurden auch die Ordenshäuser an Ort und Stelle (Kartäuser, Prediger, Minoriten usw.) und viele auswärts (z. B. die Kartaus von Buxheim im Fränkischen) versorgt.

Um den Laienbrüdern, die kein Latein und auch sonst nicht gar viel verstanden, die Lektüre zu ermöglichen und mundgerecht zu machen, wurden sorgfältige Uebersetzungen, meist von den Mönchen des betr. Klosters besorgt, rührend «ad usum Delphini» glossiert und zurechtfrisirt. Das waren dann die Missalia «in vulgari» oder «vulgariter», «tüscht» (gedeutscht, thiutisc), was bekanntlich nichts anderes als völkisch, fürs Volk heißt.

Bestellte beispielsweise der Bischof von Utrecht 800 Missalia «secundum Trajectensem ordinem ad Rhenum», dann ließ sich der beauftragte Basler Drucker ein Utrechter Missal als Beispiel von dort kommen; möglicherweise bediente er sich aber auch einer Utrechter Missalhandschrift.

Für den Gebrauch von Großbasel stand natürlich das vom jeweils residierenden Oberhirten redigierte oder edierte Exemplar zur Verfügung, z. B. 1480 das von Bernhardt Richel ge-

druckte «Missale Basileense (sic) Gaspari de Rheno episcopi Basileensis».

Neben den Werken Thomas' des Aquinaten, des Albertus Magnus, des sittenreinen Kanzlers Johannes Gerson genossen hauptsächlich gewisse *Kirchenväter* große Aufmerksamkeit. Augustins «de Civitate Dei» mußte immer wieder nachgedruckt werden, ebenso die päpstlichen Dekretaliensammlungen, allen voran die Decretalia Papst Gregors IX. (gest. 1241), das berühmte Seitenstück zur weltlichen Kodifikation Kaiser Friedrichs II. Justinians Institutiones druckte Wenßler bereits 1476. Dann verlangten unsere Geistlichen und Klosterleute lateinische Grammatiken: die des Aelius Donatus, aber auch die entsprechenden Arbeiten des Alexander de Villa Dei, des Antonius Mancinelli u. a. Dann auch lateinische Vokabularien. 1478 druckte der gelehrte Johann Amerbach erstmals den *vocabularius brevilocus dictus*, nachdem Wenßler schon 1474 den *vocabularius iuris utriusque* fertiggebracht hatte.

Von Zeitgenossen kam an erster Stelle der «Erasmus des 15. Jahrhunderts», *Reuchlin*, in Frage. Seine «libri tres de verbo mirifico» erfreuten sich größter Beliebtheit. Von Poggio Bracciolini (1380—1459) scheinen merkwürdigerweise einzig die recht obszönen «Facetiae», die Nicolaus Kessel am 14. März 1488 im Druck vollendet, in Basel Gnade gefunden zu haben.

Weiter zirkulierten viele Werke über kirchliche und weltliche Redekunst. Cicero, dessen Werke zumal in Venedig damals schon enorm viel verlegt wurden («de oratore»), war den Baslern begreiflicherweise noch wenig geläufig. Immerhin hat Wenßler zwischen 1475/79 Ciceros «de officiis» in der Bearbeitung des für Basel so bedeutsamen Joannes de Lapide, mit Beigabe von Guillermus Fichetus, gedruckt, anscheinend eine Ausgabe für Schulzwecke. Ihr dürfte die in Paris 1471/72 von dem ehemaligen Basler Studenten, Michael Friburger, gedruckte Ausgabe desselben Werkes als Vorbild gedient haben. Der Zusammenhang leuchtet ein.

Von Cato Dyonisius, dem Cato «moralissimus», druckte Wenßler, ca. 1487, die schönen «Disticha de moribus». Die Ilias in stark überarbeiteter, populärer Version, auch in deutsch,

muß hier bekannt gewesen sein, ebenso die «Mirabilia Rome (sic) urbis», wie sie 1494 von unserem Basler Drucker Johann Besicken zusammen mit einem gewissen Sigismund Mayr in Rom gedruckt worden sind.

Ein besonderes Ruhmesblatt für Johann Amerbach, übrigens den ersten Basler Drucker, der statt der bisher gebräuchlichen gotischen die römische Antiquatype in Anwendung zu bringen anfang, war es, 1496 die Werke des Petrarca der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Ob Sebastian Brant der Initiant und Herausgeber war? Es ist wohl anzunehmen.

Das Gedankengut des Aristoteles kannte man hier von lateinischen Bearbeitungen her, und von den Fabeln des Aesop besorgte Michael Furter einen Druck um 1500, und zwar in der deutschen Uebersetzung des Heinrich Steinhöwel.

Lienhart Ysinhut, der heimelige Volksausgabendrucker, der schon das mit den entzückenden Holzschnittchen gezierte Werkchen, «Walfart oder bylgerschaft der aller seligsten Jungfowen. marie inhaltend alle staat irs lebens . . .» 1499 von Stapel gelassen, muß sich ebenfalls mit Aesopus beschäftigt haben. Seine Vita und Fabulae sind im 15. Jahrhundert unzählige Male gedruckt worden, Graece-Ausgaben allerdings nur in Italien: griechisch um 1498, in der Fassung des Maximus Planudes, in Venedig; griechisch und lateinisch, in der Uebersetzung des Rinucius, um 1480 nachweislich von Bonus Accursius (Mailand) und nochmals die Parallelausgabe graecelatin, um 1497, in Reggio nell'Emilia, gedruckt durch Dionysius Bertochus.

Um 1490 druckte Ysinhut also diesen Aesop. Die Fabeln geziert mit nicht weniger als 192 Holzschnitten, von welchem Werk wohl die Zentralbibliothek in Zürich ein unvollständiges, Basel aber gar kein Exemplar besitzt. Heckethorn nennt die Illustrationen «woodcuts, most of them of filthy character; those belonging to Avianus agree most with the text, and are obscene». Für das damalige lebenstolle Basel, in dem noch das muntre Marketenderinnentreiben der Konzilszeit nachpulste, gerade die passende Kost.

Wir können uns nicht versagen, den Titel wörtlich zu zitie-

ren: «Hie hept sich an das buch und leben des fabeltichters Esopi / auf kriechisch'zungen in latin gemacht Auch etlich and'fabel als Auiani Doligami Adelfonsi. und etlicher schimpfreden Pogii . . .» Und dann geht es gleich in medias res: «Eso-pus ist alle zeit seines lebens überflüssig zu der lernung gewesen. von gelucke eygener knecht» (Gesamtkatalog der Wie-gendrucke, I n. 360). Naiv setzt der Arglose sein Punktum darunter: «Geendet selicklich von Lienhart yssenhut zu Basel.» Eine Ausgabe in echt Köllner Mundart (Köllsch) existiert zwar, dagegen leider keine auf baseldeutsch. Nebenbei bemerkt wäre es u. U. eine recht hübsche Aufgabe eines Philologen, zu untersuchen, ob nicht, neben der rein typologischen Methode und der Wasserzeichenforschung, auf Grund der lokalen, dialektischen Färbung dieses oder jenes deutsch gedruckten Wie-gendruckes sine loco datoque die örtliche Zuweisung sich ver-antworten ließe.

Unendlich viel wichtiger an deutschen Inkunabeln aus Basel sind selbstredend die Drucke des gelehrten *Joannes Berg-man von Olpe*, des Archidiaconus Grandisvallis, späteren Kap-lans zu St. Peter allhier (Einzelheiten über sein bewegtes Leben erfahren wir aus der geistreichen Studie Hans Koeglers, Son-derdruck a. Frankf. Bücherfreund, 13. Bd. NF. II 4, Mainz, Baer, 1920), der sich als Verleger und Drucker vor allem mit den Dichtungen Sebastian Brant's beschäftigt hat, man braucht bloß an die zuerst deutsch erschienene «Stultifera Navis» von 1494 zu erinnern.

Was die *Basler Buchillustration* des 15. Jahrhunderts anbe-trifft, so fehlt ein selbständiger, auf lokaler Tradition beruhender Stil. Der geographisch bedingte Einfluß von außen — Burgund/Oberrhein — war zu stark. Zunächst dürfte man sich mit Zierleisten als einzigem Buchschmuck begnügt haben. Mit Ausnahme vielleicht von Ulm war nebenbei bemerkt die Buchornamentik im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts nir-gends so verbreitet wie in Basel, wo wir einer Reihe durchaus geschmackvoller Erzeugnisse auf dem Gebiete der Buchgraphik begegnen. Die frühe, am manuskriptischen Vorbilde genährte

Entwicklung des Autorbildes und des Titelblattes in Basel ist als eine Folge des gelehrten und liturgischen Buchdrucks aufzufassen, der anfänglich keine weitere Illustration zuläßt. Im übrigen beherrschen Heiligenbilder, wie man sie vom Blockbuch und von den frühen Einblattgedrucken her gewohnt war, das Feld. Das baseldeutsche «Helgebuech» (Heiligenbuch), Synonym von «Bilderbuch», bezeugt dies zur Genüge. — In Kirchenväterausgaben begegnet uns das schematisch idealisierte Bildnis des Verfassers, öfters in Ganzfigur. Bilderfolgen, vorwiegend Passionsdarstellungen, vergrößerte Nachschaffungen nach den zartempfindenen Kupferstichen eines Schongauer u. a. trifft man gelegentlich, Darstellungen weltlicher Szenen treten spärlicher in Erscheinung.

Als Illustrationsmittel diente, was auch für die Zierleisten und Zierinitialen und Druckermarken gilt, die später oftmals als Metallschnitte gefertigt wurden, der *Holzschnitt*, der weniger künstlerische Intuition als handwerkliches Geschick verlangt, womit aber das Vorhandensein großartiger Spitzenleistungen im altdeutschen Buchholzschnitt keinesfalls in Abrede gestellt werden soll. — Bedeutende Künstlerpersönlichkeiten, die hier Vorzeichnungen für den Buchholzschnitt schufen, konnten kaum ermittelt werden. Das Allgemeine, Altgewohnte spielt in der lokalen Kleinkunst noch eine zu große Rolle, als daß es einzelne Individualitäten klar hervortreten ließe. Auch die Lückenhaftigkeit des vorhandenen Materials spricht dabei mit. Sicher waren die Bücherillustratoren nicht nur für ihre Druckerherren tätig, sondern verfertigten auch Gegenstände des Briefmaler- und Heiligendruckergewerbes. Der Einfluß *Dürers*, der in seinen Wanderjahren Basel flüchtig berührte (1492/93), blieb ohne nachhaltigen Erfolg. Der Hieronymus, der reizvolle Titelholzschnitt «Ambrosius schreibend», der die Editio princeps der «Ambrosii Opera», Basel, bei Johann Amerbach, 1492, schmückt, wird, was die allerneueste Forschung bestätigt, allgemein nun Dürer zugeschrieben. Ebenso dürfte seine Autorschaft oder doch Mitarbeit bei den drei umfangreichen Bilderfolgen: Terenzentwürfe, Ritter vom Turn, Narrenschiff ihm zuzuerkennen sein. Die Erstausgabe des

Narrenschiffs, 11. Februar 1494, verdanken wir, wie gesagt, Bergman v. Olpe: mithin ein richtiges Fastnachtsstück. Bis und mit 1500 wurde das Werk in nicht weniger als siebzehn deutschen, wovon drei in Basel bei Bergman; in fünf lateinischen, wovon drei beim selben Drucker; vier französischen und einer niederländischen Version verlegt. Wer kennt nicht die köstliche Holzschnittfolge, zu der Dürer sein Bestes beigetragen und wo er seinen neuen, seinen kalligraphischen Stil gefunden hat, der in die Zukunft weist, hinaus über die Wohlgemuthschen und Schongauerschen Praeludien, in die Morgenröte der anbrechenden Renaissance.

Die Folge der Narrenschiffholzschnitte ist als die bedeutendste altdeutsche Buchillustration zu werten, die sich würdig neben der Illustration der im gleichen Jahre erschienenen Lübeckerbibel ausnimmt.

Da die Drucker vielfach Holzstöcke von auswärts bezogen und auch öfters zugewanderte Formschneider, die ihrem Stil nach einer anderen Lokalschule angehörten, für ihren Bedarf heranzogen, so erscheint bei der Beurteilung der Illustrationen besondere Vorsicht geboten. Wo nicht bestimmte Gründe für eine Entstehung am Druckorte selber sprechen, kann man nie wissen, ob die Illustrationen ebenfalls dort angefertigt wurden, wo das zugehörige Buch erschien. Bestimmt wurden ältere Federzeichnungen, die in Bilderhandschriften vorlagen, gerne und häufig für den Holzschnitt kopiert. Auch fremde Holzschnitte, von Köln, Ulm usf., wurden getreulich wiederholt, so daß in ihnen viel eher der Stil der ursprünglichen Vorlage als der des nachahmenden Kopisten maßgebend wirkt. Immerhin scheint z. B. der Basler «Impressor» und «Heilgentruker» Lienhart Ysinhut, der mehrere kleinere Drucke und Traktate edierte, gelegentlich selbstverfertigte Holzschnitte dem Texte beigefügt zu haben (Weisbach, Die Baseler Buchillustration des 15. Jhdts., Straßb. 1896).

Soweit sich heute noch nachprüfen läßt, gaben all die bekannteren Basler Inkunabeldrucker neben reinen Textausgaben auch bebilderte Bücher heraus. Der erste illustrierte datierte Basler Druck dürfte eine im Jahre 1476 von Bernhart Richel

besorgte Ausgabe des «Spiegel menschlicher Behaltniss» sein. Es handelt sich um eine für den Laiengebrauch zurechtgemachte, möglicherweise in Basel verdeutschte Ausgabe des «speculum humanae salvationis», dem ein deutsches Plenar sowie glossierte evangelische und apostolische Perikopen beigemischt sind. Jeden Abschnitt ziert ein spielkartengroßer Holzschnitt, wovon der erste «lutzifers val», der letzte die Krönung Mariens versinnbildlicht. Bild und Text, in ihrer satten Schwarz-Weiß-Wirkung, elementar wuchtig und doch nicht einer gewissen Eleganz entbehrend, verschmelzen zu wundervoller Einheit, was die Beteiligung verschiedener Hände am Bildschnitt durchaus nicht ausschließt. Im übrigen bildet dieses wichtige Dokument den Prototyp der Basler Holzschnittillustration, wie sie sich die kommenden zwanzig Jahre hindurch ziemlich starr behauptet hat: derbe, ursprünglich auf nachträgliche Handkolorierung berechnete Umrißlinien, sparsame, stereotype, kaum modellierende Parallelschraffierung, bloß angedeutete, stark schematisierte Gestaltung des Raumes, des landschaftlichen Hintergrundes (typisierte Bäume und Zäune), mehr oder weniger schlecht proportionierte, aber doch nicht stets ungelenke menschliche Figuren und Tiere, perspektivische Tastversuche ohne klare Berücksichtigung des Augpunktes.

Mit seiner Meinung, eine angeblich auch bei Richel gedruckte illustrierte Ausgabe der dem Jean d'Arras zugeschriebenen Legende «von einer frouwen genant Melusina» sei bereits um 1474 anzusetzen, steht Koegler offensichtlich allein.

Ursprünglich konnte der Abdruck von Text und zugehörigem Bildholzschnitt nicht synchronisiert werden; mancherlei Ueberdruckfehler beweisen es. Besonders typisch beim ersten in Deutschland illustrierten Buch, dem 1461 in Bamberg von Albrecht Pfister gedruckten «Edelstein» von Boner. Auch noch Günther Zainer, der sich, zehn Jahre später, 1471 an die Illustration von Jacobus de Voragine's Heiligenleben heranwagte, gelang es vorerst nicht, die Kombination von Text- und Bildruck auf einem Blatt zu bewerkstelligen.

Da in Dutzenden von lokalen, schwankenden, oftmals in ein und demselben Rechtsgeschäft verkoppelten Münzsorten gerechnet wurde, fällt es heute außerordentlich schwer, sich von den damals geltenden *Bücherpreisen* ein auch nur einigermaßen klares Bild zu verschaffen. So lesen wir beispielsweise von einem Pferd, das 1483 in Basel für «8 Gulden + 6 Tokaten + 1 rhinisch Gulden» verkauft wurde. Komplizierend kommt hinzu, daß sich nur mühsam entziffern läßt, ob unter dem in den zeitgenössischen Quellen genannten Preise der Neupreis oder ein beliebiger «second-hand price» zu verstehen ist. Weiter wird die Nachforschung durch den Umstand getrübt, daß sich die Bücherpreise erst mählich zu fixieren begannen. Daß hierzulande noch längere Zeit keine festen Preise bestanden, dürfen wir wohl auch daraus schließen, daß die alten Bücheranzeigen sämtlich ohne Preisangaben abgefaßt sind, vielmehr fast immer verheißen, daß die Käufer einen freigebigen Händler finden werden. Oft geht aus den alten Inventaren auch nicht deutlich hervor, ob die mit Preisen versehenen Bücher gebunden oder ungebunden waren.

Fest steht dagegen das eine: die Bücher, abgesehen von dünnen Traktaten und massenhaft produzierten Kalendarien u. ä., waren damals unverhältnismäßig viel teurer als heute. Dies macht auch erklärlich, weshalb Bücher so weitgehend von Druckern und Buchhändlern unentgeltlich oder gegen bescheidenes Entgelt, selbst in fernste Gegenden, bloß ausgeliehen wurden. Sachschaden war da weniger zu befürchten; denn die Bücher bestanden, wie gesagt, aus unendlich viel haltbarerem Stoff.

Gewöhnliche Sterbliche besaßen darum überhaupt keine Bücher — schon weil sie nicht lesen konnten —, Studenten und Professoren nur selten. Man entlieh sich das erforderliche Studienmaterial aus Ordenshäusern und Stiften, die in dieser Beziehung (Klöster unter sich per se) äußerst freigebig waren.

Schatzungen von Büchern finden sich im «*liber beneficiorum Cartusie*» zu hauf; diese Schenkungsliste der Basler Buchdrucker an die Basler Kartaus setzt sich übrigens bis in die Reformationszeit fort. Jene Schatzungen sind aber mit Vor-

sicht zu benutzen, weil für ein und dasselbe Buch sehr oft verschiedene Preise notiert waren. Immerhin geht aus dem genannten Donatorenrodel hervor, daß 1. die Basler Bücherpreise im allgemeinen niedriger waren als die italienischen (Savonarolas Bibel stammte aus einer Basler Offizin!) und 2. daß der Preisrückgang, der schon um 1470 hauptsächlich nördlich der Alpen einzusetzen begann, in den letzten 20 Jahren des 15. Jahrhunderts weiter anhielt.

Genau wie heute erfolgte die Preisberechnung bei Neudrucken nach der Menge der bedruckten Lagen (Quinternen) und Format. Wenn man berücksichtigt, daß sich der in Basel ständig kursierende rheinische Gulden zum römischen Dukaten ungefähr wie drei zu zwei verhielt, so ist es fast erstaunlich zu sehen, daß z. B. Johann Amerbachs Folianten im Jahre 1484 ca. 17, 1489 aber 27 Quinternen und mehr für *einen* Gulden geschätzt wurden. Aehnlich fallen die Drucke in gewöhnlichem Folio von 22 Quinternen im Jahre 1481 auf 33 im Jahre 1493 zurück. Bei den Drucken des Nicolaus Keßler ist die rückläufige Preisbewegung weniger stetig, doch ist die Spannung noch größer; denn während 1486 für den Gulden 23 Quinternen geliefert wurden, steigt die Zahl 1493 bis auf 50. Im Basler Buchhandel scheint in dieser Zeit auch das Prinzip annähernd durchgeführt, daß von Quartdrucken die doppelte Zahl von Quinternen geliefert wird, dagegen scheinen Oktavdrucke noch etwas höher als mit der Hälfte des Quart bewertet zu werden.

Gegenüber den Papierexemplaren stellten sich die Pergamentdrucke natürlich wesentlich teurer. Hauptsächlich die Misalien sind es, die es uns ermöglichen, das Preisverhältnis zwischen Papier- und Pergamentexemplaren zu ermitteln. Im allgemeinen scheint der Preis eines Pergamentdruckes ungefähr das Dreifache eines Papierexemplars betragen zu haben. Doch mögen auch wesentlich größere Unterschiede, je nach Qualität (Pergament aus Kalbfell, Ziegenfell, Schaffell), vorgekommen sein. — Einigermaßen ähnlich ist die Lage noch heute. Um nur ein Beispiel zu nennen: man weiß, daß ein gebundenes und rubriziertes Exemplar der 42zeiligen Gutenberg-Bibel um

1460 mit 100 Dukaten gehandelt wurde. 1926 erstand Dr. Otto F. H. Vollbehr in Berlin ein vollständiges Pergamentexemplar der Gutenberg-Bibel (Druck auf Pergament!) gebunden in drei weißen Kalblederbänden mit Blindprägung, datiert 1560, aus einem Kärntner Kloster, für rund 305 000 Dollar. (Es handelt sich um das Exemplar der Library of Congress, New York.) Ebenfalls 1926 erwarb der soeben verstorbene New Yorker Antiquar Dr. A. S. W. Rosenbach auf der Versteigerung der Anderson Galleries, New York, ein vollständig erhaltenes Papierexemplar, zwei Kalblederbände des 18. Jahrhunderts, für 106 000 Dollar. (Die Biblia ist heute Eigentum der Yale University Library in New Haven, Conn. Cf. Lazare, Gutenbergbible Census, N. Y.)

Die Missalien verraten uns auch einiges über den Preis des Bucheinbandes. So wurde bei den Würzburger Missalien von 1497 und 1499 zum Preise von $3\frac{1}{2}$ Gulden für den Einband noch $\frac{1}{2}$ Gulden zugeschlagen, während z. B. das Missale speciale derselben Diözese 1 Gulden und gebunden $1\frac{1}{4}$ Gulden kostete. Andererseits wissen wir aus dem hs. Eintrag in einem Stuttgarter Exemplar der Biblia latina des Franz Renner von 1475, daß sie «ligata et miniata» 7 Dukaten gekostet. Da nun der Druck $45\frac{1}{2}$ Quinternen enthält, wird man ca. $3\frac{1}{2}$ Dukaten für den Druck allein ansetzen dürfen. Auf alle Fälle war das Einbinden schon damals eine sehr teure Angelegenheit.

Per curiosum zitieren wir aus Basel noch einige Beispiele:

März 1476: Frau Kathrin, Meister Hansen Schillings des Trugkers von Wintrum Mutter, bekennt, daß ihr Meister Oswald Holtzach in Not 45 Gulden geliehen. 1 Gulden sei gleich 1 Pfund 4 Schillinge. Sie verspricht, auf Frankfurter Ostermesse zu Basel zurückzubezahlen. Als Pfand gibt sie 130 getrukte ungebunden bücher hin.

Februar 1480: (offenbar einem Wiederverkäufer) werden gegen 130 Gulden 2 mal 50 Meßbücher (Missalien) verkauft.

September 1480: Pancrazius bekennt, dem Drucker Bernhart Richel — der mithin direkt verkauft — «1 bibel oder 7 Gulden dafür» schuldig zu sein.

1482: Andres Bischoff, der Wiederverkäufer, kauft vom Basler Drucker Joannes Meister 1 Meßbuch für 1 Pfunt, sowie ein (Missale) speciale für 10 Schillinge (solidi).

1485: werden «30 Meßbücher noch Constantzer Bystumb dienende» für eine Schuld von 14 Pfund und 4 Solidi verpfändet.

1486: der Händler Conrat Gilgenstein, genannt Hablützel, kauft von Michel Wensler, dem Drucker, «ein summ Preffier oder Bettbücher in Utricher (Utrechter) bistumb dienende», 600 Stück um 400 Gulden.

Das Verhältnis des Druckermeisters zu seinen Gehilfen war durchaus patriarchalisch. Nicht selten lebte der Druckerherr mit ihnen in enger Hausgemeinschaft. Zumindest hatte er sie gebührend zu verköstigen. Regelmäßig setzte sich die Entlohnung also aus Geld- und Naturalienleistungen zusammen. Der in Geld zu entrichtende Lohnanteil, der manchmal teils in Gold vereinbart wurde, scheint oft nur halbjährlich oder gar nur jährlich ausbezahlt worden zu sein. Die Entlohnung dürfte meist sehr gut gewesen sein. So klagt unterm 26. September 1476 Joannes Riettershofen, Spittelschryber zu Basel, gegen Burkart Fryen, als Bevollmächtigten Meister Hannsen Schillings von Winterheim, des Buchtrukers, auf Lohnzahlung von zusammen vier Jahren, und zwar zehn Gulden für jedes halbe Jahr. Eine erkleckliche Forderung, wenn man bedenkt, daß damals ein Pferd zwischen drei und fünfzehn Gulden, ein Haus zwischen 50 und 500 Gulden gehandelt wurde.

Buchdruckergesellen verdingten sich auf ein bis fünf und mehr Jahre fest. Zog der Geselle vor Terminablauf davon, wurde er nach Umständen säuberlich pro rata temporis ausbezahlt. Sehr oft kam ein solcher Meister bei schlechtem Geschäftsgang mit den Lohnzahlungen in Rückstand — wie mancher ist schon nach zwei, drei Jahren verlumpt —, so daß zu Pfändungen geschritten werden mußte, wofern sich der Dienstnehmer nicht mit Naturalabfindungen, in der Form der «datio in solutum» (Leistung an Zahlungs Statt) oder der «datio solvendi causa» (Leistung zahlungshalber) begnügen wollte.

Selbsthilfe scheint dann und wann vorgekommen zu sein. Oftmals stahl sich auch ein untreuer Knecht mit einem Pack «buchsteblin» oder mit halben und ganzen Druckereinrichtungen über Nacht davon.

Streitigkeiten aus diesem Dienstvertragsverhältnis hatte, sofern der Meister keiner Zunft angehörte, nicht, wie in den übrigen Branchen üblich, das Zunftgericht, sondern das Stadtgericht zu schlichten.

Rechtskonflikte unter gleichgestellten Druckerherren scheinen oft auch privaten Schiedsgerichten, «koufflüten», unterbreitet worden zu sein. Was insbesondere Auseinandersetzungen zwischen Meister und Angestellten anbelangt, so zeugen die damaligen gerichtlichen und außergerichtlichen Entscheide von einem bereits außerordentlich fortgeschrittenen Sozialempfinden.

Zu den Mitarbeitern des Buchdruckers gehörten vor allem die Schriftgießer, Buchstabengraber — cf. «ein strüblin, darinn man buchstaben grept» — oder «buchstabenschnyder», Formschneider (das Wort kommt auch als Geschlechtsname vor), Illuminierer, Rubrizierer, Planierer, Buchbinder und offenbar auch die begrifflich heute nicht mehr näher bestimmbareren «Mestronirer». Davon allerdings, daß all diese Spezialisten stets nur Angestellte des Buchdruckers gewesen wären, ist nicht die Rede. Es kam vor, bildete aber keineswegs die Regel.

Wie noch heutzutage arbeiteten die Schriftgießer vielfach auf eigene Rechnung, sandten ihre Letternsätze bald diesem, bald jenem Meister und ließen sich ihre Erzeugnisse teuer bezahlen. So gut ein Druckermeister sehr oft für einen bestimmten Druck das «gschriftt», d. h. die gegossenen Buchstabensätze, von einem Kollegen entlieh (Handsatz), fand sich auch der Schriftgießer zu solch entgeltlichen Leihen gegebenenfalls bereit.

Aehnlich wie Gutenberg seine berühmte 42zeilige, 1282 bedruckte Seiten umfassende, zwischen 1450/55 gedruckte Bibel teils in Papier-, teils in Pergamentexemplaren herstellte,

druckten die Baseler Frühdrucker, je nach Auftrag, ihre kirchlichen Werke — weltliche wohl kaum — sei es auf teurem Pergament, sei es auf Papier. Oft wurde derselbe Drucksatz sowohl, in beschränkter Zahl (Vorzugsexemplare), auf Pergament als, in größerem Umfang, auf Papier abgezogen. Volkstümliche Ausgaben druckte man begreiflicherweise seit jeher auf dem billigeren, aber auch weniger widerstandsfähigen Papier, was die große Seltenheit populärer Drucke jener Epoche, vorab der Einblattdrucke und wenigseitigen Traktätlein («Trättelin»), ohne weiteres verständlich macht. Es handelte sich durchwegs um das — genau wie das arabische — wesentlich aus Linnen, im übrigen aus Hanf hergestellte *Lumpen- oder Hadernpapier*. Das für die älteren Wiegendrucke verwendete war meist äußerst haltbar, dick, zäh und von leicht gelblicher Tönung. Doch verstand man schon sehr bald mittels raffinierter Bleichmethoden auch blütenweißes Papier herzustellen. Gut aufbewahrt, hat es den Jahrhunderten siegreich standgehalten. Der Laie staunt immer wieder ob der jungfräulichen Frische solcher Inkunabeldrucke, die das Glück hatten, all die Zeiten hindurch in klösterlichem Frieden schlummern zu dürfen. — Dagegen setzt schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts ganz allgemein der Verschlechterungsprozeß des Buchpapiers ein, der allerdings nie den Tiefstand von heute erreichte.

Für den Export war der Versand der Bücher in losen Bogen das Gegebene. In Fässer verpackt, traten in diesem Zustande («nit inbunden» — non ligatum) die Basler Drucke ihre Reisen in aller Herren Länder an. So vor allem die Missalien und Breviere, die als Massensendungen die Basler Offizinen verließen. Dagegen dürfte der Einzelverkauf am Platze in erster Linie das fertig rubrizierte, minierte (von «minium» = rote Farbe, cf. «sciebat scribere, miniare, quod aliqui illuminare dicunt», meldet Salimbene, 1247), gebundene Buch zum Gegenstand gehabt haben. Für den Detailverkauf von Folianten und Quartanten ließ der Buchdrucker die betr. Exemplare entweder durch eigene, im Dienstverhältnis stehende Buchbinder binden (mit Schafleder überzogene Holzdeckeleinbände bilde-

ten hier die Regel), oder er gab sie außer Hauses einem Vertrauensmann in Arbeit (Werkvertrag). Ob man für diese Zeit bereits von eigentlichen «Verlagseinbänden» reden kann, wie sie z. B. für die Frobensche Offizin im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts gang und gäbe waren, kann hier nicht näher untersucht werden, ist indessen anzunehmen.

Bezeugt ist, daß Bücher, die von hiesigen und auswärtigen Klöstern bestellt wurden, vom Besteller nicht nur gebunden, sondern auch rubriziert und nach der entsprechenden klösterlich-traditionellen Uebung miniert wurden. Schon aus Ersparnisgründen drängte sich dieses Procedere auf: der minierende Mönch arbeitete um Gotteslohn.

An kaufmännischer Tüchtigkeit und spekulativem Weitblick standen die Basler den Venezianern in nichts nach. Die Grenzenlosigkeit des Absatzgebietes für die Bücher wies die Basler wie gesagt sehr bald auf den Massenexport. Mit der Versorgung des Lokalbedarfes wären sie nie und nimmer auf einen grünen Zweig gekommen. Die lateinisch gedruckten Basler Drucke eigneten sich, da Latein die Weltsprache war, für deutsche wie welsche Gaue. Es versteht sich von selbst, daß sehr rasch zu großen Auflagen geschritten wurde. Ganz allgemein sei festgehalten, daß im 15. Jahrhundert sowohl Auflagen von wenigen Dutzend Exemplaren als auch von mehreren Tausenden, je nach Werk, Bedarf und Bestellung, nebeneinander vorkommen.

Dem Auslandsvertrieb widmete sich oft der Druckermeister persönlich, indem er zu Land und zu Wasser seine Bücherladungen auf die Oster- und Herbstmessen nach Frankfurt, Leipzig, Köln, Mailand, Lyon führte und dort zum Teil selber abzusetzen suchte. Bei größeren Betrieben überließ er diese Mühewaltung besonderen Reisenden, oder man ging direkt zur Gründung von Auslandsfilialen und -depots über. Solche bestanden genau wie heute bei unseren Banken in Paris, Wien, London, Frankfurt usw. Reisen nach Konstanz, Augsburg, Passau, Wien, London, selbst nach Spanien waren an der Tagesordnung.

Sehr oft nahmen sich aber auch irgendwelche Kaufleute, selbst Gewürzkrämer und Spezierer, wie z. B. der geschäftstüchtige Anderiß Bischoff, Peter von Weißenburg, Jacob von Kilchen, Ulrich Meltinger, Heinrich David und wie sie alle heißen mögen, die die *kapitalistische Ausbaufähigkeit des Buchexportes* erkannt hatten, der Sache an, indem sie selbst den Druckern umfangreiche Bestellungen aufgaben, um die Bücher dann auf eigene Rechnung und Gefahr, neben ihren betriebseigenen Gütern, im Ausland an den Mann zu bringen. «Buchführer», bibliopola, nannten sich solche Leute, weil sie eben die Bücher zu Verkaufszwecken mit sich in die Fremde führten.

Aus propagandistischen Gründen schreckten die Basler Drucker aber auch vor unlukrativen Leihen nicht zurück. Manch Pfäfflein einer armseligen Landpfarrei wußte von solch noblen Gesten der Basler Herren ein begeistert Lied zu singen! Oft mußte auf Jahre hinaus auch gestundet werden. Wie lange wohl Bernhart Richel auf die 40 Gulden, die ihm her Niclaus Rouchfaß, Kilchherr zu ober Eyßheim, der fröhliche Schuldenmacher und Trinker, für Liturgica seit 1475 schuldete, gewartet, bis er sich zum Entschlusse durchringt, sich z. T. mit saurem Landwein, den ein «weinstecher» abschätzt, abfinden zu lassen. Immerhin war er nicht zu blöde, um sich als Sicherheit für den Rest, der nach seiner Heimkunft «uss fremden landen» fällig, Rouchfassens Haus zu Basel «in der vorstatt ze crütz, nahe Sant Anthonien» verpfänden zu lassen.

Für den Bücherfreund gehört die Beschäftigung mit den Wiegendrucken zum Schönsten. Mancher hat sich diesem Paradiesgärtlein auch vom sammlerischen Standpunkt aus genähert. Inkunabelsammler sind allerdings heute selten; selten sind nämlich auch die wirklich wertvollen Inkunabeln geworden — wir sprechen durchaus nicht nur vom Verkehrswert! Bücher, und seien es Inkunabeln, sind nämlich nicht einfach wertvoll, weil sie sehr alt sind. Von den bedeutenden Inkunabeln sind fast alle nunmehr in öffentlicher Hand, thesauriert

und oft auch begraben für immer. Doch tauchen stets wieder dann und wann weiße Amseln auf.

Die frühesten Drucke sind unbestreitbar die schönsten. Die vollendete Ausgeglichenheit des Satzspiegels der 42zeiligen Gutenbergbibel ist später nie mehr erreicht worden, und selbst sie war ja nur ein verblaßtes Zerrbild nach gotischem Manuskript. Wohl wurden auch in späteren Jahrhunderten herrliche Bücher gedruckt, die aber doch nur bescheidene Nachblüten sind, verglichen mit der Biblia latina von 1455. Die Degeneration der Buchdruckerkunst setzt, man sei sich dessen bewußt, damals schon ein.

Immerhin ist nicht zu vergessen, was in Italien wirkende Frühdrucker an Großartigem hervorgebracht: denken wir — wahllos aus tausend hervorragenden Beispielen herausgreifend — an die Historia Romana des Appian, die Erhard Rattolt (Ratdolt), Bernh. Pictor und Peter Loslein 1477 in Venedig gedruckt, mit ihrer kraftvollen Verschmolzenheit von Text und Zierleistenumrahmung und ihrem melodiosen Fließen des im italienischen Quattrocento gebändigten, deutsch empfundenen Rankenwerks; an die duftige und doch auch wieder monumental wirkende Biblia italica, die am 23. April 1493 Guglielmo de Cereto's Venezianer Presse verließ, mit ihrem wundervollen, an ein klassisches Grabmal erinnernden, einmalig ausgeglichenen, mantegnesken Titelblatt; an das herrliche Missale Romanum des Octavianus Scotus (Schott) vom 31. 8. 1482 mit dem in seiner unüberbietbaren Ausgewogenheit letzte Vornehmheit verkörpernden Kanonblatt; an den göttlichen Aesopus, Vita et Fabulae, die Francesco del Tuppo 1485 in Neapel geschaffen, mit seinen wildschönen, puttendurchgaukelten Ranken und Früchtekränzen — ein Traum raffinierter Schwarzweißeffekte. Nach Vorbildern brauchten sie, die im Anblick antiker Schönheit gereift, nicht lange Ausschau zu halten; da waren sie glücklicher als ihre deutschen Kollegen.